

Frauenbewegt und männerdominiert
– Die philippinische Gesellschaft
zwischen Schein und Sein –

Philippinen vom 10. 12. 1996 bis 10. 3. 1997
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	412
Philippinische Fakten	412
20 Millionen für ein Inselreich	413
Wer sind wir – Suche nach Identität	413
Gemeinschaft contra Individuum	414
Wunderheiler und wunderliche Heiler auf Siquijor	415
Hängengeblieben oder verhext?	417
The last frontier – Palawan	417
Dem Himmel so nah – Banaue	419
Amerika – das schillernde TV-Vorbild	420
Kritik – Niemals von Angesicht zu Angesicht	421
Eine organische Feministin	422
Die Rettung: Frauenhaus	424
Frauenbewegung – eine militante Vergangenheit	425
GABRIELA – eine Ordensschwester an der Spitze	426
Mann und Frau sind gleich – Utopie oder Realität?	428
Der schöne Schein – Leben und Leiden für das Aussehen	428
So freizügig und doch so prüde	429
Verkaufte Kinder	429
Mangobäume auf Kredit	432
Als Deutsche auf den Philippinen	432



Anke Rebbert

Aufgewachsen in Menden, Märkischer Kreis. Nach dem Abitur ein kurzer akademischer Ausflug zu den Juristen (Zwei Semester). Danach Studium der Kunstgeschichte, Literatur- und Theaterwissenschaft. 1990 zweijährige Unterbrechung des Studiums zwecks Volontariat beim Märkischen Zeitungsverlag. Anschließend Fortsetzung der Studien und Abschluß. Seit 1992 freie Autorin und Reporterin für den WDR-Hörfunk.

Philippinische Fakten

Die Philippinen sind nach Indonesien der größte Inselstaat der Welt. Auf den 7100 Inseln leben rund 68 Mio. Menschen. Mit einem Pro-Kopf-Einkommen von 850 Dollars gehören die Philippinen zur unteren Gruppe der Länder mit mittlerem Einkommen. Bei der ungleichen Vermögens- und Einkommensverteilung lebt rund die Hälfte der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze. Wobei die größte Not bei Kleinbauern, Landarbeitern, Fischern und städtischen Slumbewohnern herrscht. Allein in Manila leben 3,5 Mio. Menschen in Slums.

Die Philippinische Inselgruppe ist vom übrigen asiatischen Festland abgeschnitten. Auf diese Weise konnten sich hier auch einige endemische Tierarten entwickeln, die einzigartig sind. Dazu gehört zum Beispiel der Mouse Deer, die kleinste Rotwildart der Welt. Außerdem fehlen größere Landraubtiere, so daß sich wie auf Palawan der Monitor, eine waranartige Echsenart etablieren konnte. Er erreicht eine Länge von 1,5 bis 2 Meter und erfüllt offenbar die Funktion, die der Fuchs in unseren heimischen Wäldern übernimmt. Als ich ihn zum ersten Mal zu Gesicht bekam, war ich von seiner Langsamkeit überrascht.

Das Exemplar, das ich im Schutzgebiet von Sabang auf Palawan sah, hatte nur eine bescheidene Größe von ca. 1 Meter. Nachdem sich meine Scheu gelegt hatte, wagte ich, einen Schritt auf die Echse zuzugehen. Den ersten Schritt tolerierte sie noch, beim zweiten machte sie ein paar träge Sätze und verschwand im Gebüsch. Wirklich in ihrem Element, dem Wasser, wandelt sich der Eindruck. Flink und elegant bewegt sie sich und jagt nach kleinen Wasserbewohnern.

Auf dem Land hat sie offenbar wenig Feinde zu fürchten. Der Mensch kam erst später in ihr Revier. Ihre Langsamkeit und das zarte Fleisch, es soll nach Hühnchen schmecken, wie mir ein Dorfbewohner erklärte, sorgen dafür, daß das geschützte Tier nicht selten im Kochtopf landet.

20 Millionen Dollar für ein Inselreich

Mit 300 000 Quadratkilometern etwas kleiner als Deutschland, sind die Philippinen ein Musterstaat des Sowohl als Auch. Eine Nation, deren Bewohner von sich sagen, sie hätten mindestens dreißig Variationen für das Wort Ja, um damit Nein auszudrücken. Nur ein konkretes, klares „No“ hört man selten.

Es gibt drei große Regionen: Im Norden Luzon, im Zentrum die Visayas im Süden Mindanao. Die Geschichte läßt sich ebenfalls grob in drei Abschnitte gliedern: die vorkoloniale Zeit, die Jahrhunderte der spanischen und amerikanischen Besetzung und die staatliche Selbständigkeit seit 1946.

Auf den ersten Blick sind die Philippinen ein tropisches Paradies. Das ganze Jahr über wohlige Wärme, Palmen, einsame Strände und üppige Vegetation. Doch das ist nur die menschenfreundliche Seite der Natur. Taifune, die vor allem über die nördlichen Inseln ziehen, ruinieren fast jedes Jahr die Existenz vieler Menschen. Erdbeben, Überschwemmungen und Vulkanausbrüche zeigen, auf welchem unruhigem Boden die Menschen dort leben.

Doch nicht nur die Natur macht den Menschen zu schaffen. Fremdbestimmung ist ein Schlüsselwort zum Verständnis der Philippinen. Es gibt keinen anderen Staat in Asien, der so lange von fremden Mächten beherrscht wurde: Mehr als drei Jahrhunderte (1565 – 1898) stand das Land unter spanischer Herrschaft, dann kamen die Amerikaner (1899 – 1946).

Ende des vorigen Jahrhunderts ging die Epoche der Spanier zu Ende. Der nationale Widerstand formierte sich. Aufstände brachten das koloniale Gebäude zum Einstürzen. Die USA mischten sich ein, zahlten den Spaniern 20 Millionen Dollar und wurden die neuen Herren im Lande. Während des Zweiten Weltkrieges besetzten die Japaner die philippinischen Inseln. Sie träumten von einem Großasien unter ihrer Herrschaft. Die amerikanische Rückeroberung führte zur formellen Unabhängigkeit der Philippinen, die am 4. Juli 1946 ausgerufen wurde. Allerdings ist philippinisches Leben bis heute stark von den USA geprägt. Und auch die spanische Herrschaft spiegelt sich noch in Sitten und Gebräuchen der Menschen wider. Vor allem der Katholizismus ist als Erbe der Spanier in den Philippinen bis heute höchst lebendig. Immerhin sind 85 bis 90 Prozent der Bevölkerung Christen.

Wer sind wir – Suche nach Identität

Versuch gar nicht erst einen Filipino zu verstehen, es ist ausweglos, da ist immer „something in between“. Dabei lächelt mich Joel Rocamora an und als er die Fragezeichen in meinem Gesicht bemerkt, holt er aus.

„Wir Filipinos haben große Schwierigkeiten mit unserer Identität, nach außen geben wir uns sehr westlich, fast amerikanisiert, aber unsere Seele ist asiatisch. Und das macht es so schwer. Außerdem haben wir einen tiefsit-

zenden Minderwertigkeitskomplex, erst die Spanier, dann die Amerikaner, dabei ist unsere eigene Kultur untergegangen. Ganz langsam fangen vor allem Intellektuelle an, unsere Geschichte, unsere Sprache und unsere Literatur wiederzuentdecken und vor allem auch zu schätzen.“

Rocamora, der bis zur Mitte der 70er Jahre an der University of the Philippines in Manila Politik und Asienwissenschaften lehrte, wurde während der Marcos-Diktatur verhaftet, entkam aber schließlich doch noch ins amerikanische Exil. Dort und in den Niederlanden lebte und arbeitete er 15 Jahre lang, bis er endgültig in die Philippinen zurückkehrte. Politisch hat er sich in dieser Zeit vom eher kommunistisch orientierten Aktivist zum Sozialdemokraten entwickelt. Heute leitet er eine Nichtregierungsorganisation, die sich darum bemüht, die Demokratisierungsprozesse im Land weiter voranzutreiben.

Gemeinschaft contra Individuum

Wer die philippinische Gesellschaft richtig verstehen will, kommt an der Familie nicht vorbei. In einer Gesellschaft ohne Arbeitslosenversicherung, Kranken- und Altersversorgung, spielt die Familie eine wichtige Rolle. Sie ist der Ort der sozialen Sicherung und in diesem Sinne werden die Kinder erzogen. Sie lernen schon früh, daß sie später für Eltern und bei Bedarf auch für Geschwister und andere Familienangehörige sorgen müssen.

Das Versorgungssystem funktioniert in der Regel um so besser, je größer eine Familie ist. Es ist üblich, daß mehrere Generationen unter einem Dach leben. Daher erklärt sich auch, daß die Gemeinschaft an erster Stelle steht und nicht das Individuum. Dieses soziale Versorgungsnetz wird noch durch Patenschaften erweitert. Wohlhabende und einflußreiche Personen werden besonders gern als Pate oder Patin gewählt. Dieses Netz wird noch verstärkt durch „utang na loob“ (innere Verpflichtung), ein Verhaltenskodex, der die Empfänger einer Hilfestellung oder einer Gabe für immer zu Dank verpflichtet.

Filipinos und Filipinas identifizieren sich in hohem Maße mit der Familie. Ganz selten steht jemand für sich selbst, man wird immer „zugeordnet“ als Tochter, Cousine, Neffe usw. von... Erfolg wird nicht als individuelle Leistung einer Person betrachtet, sondern als Leistung der gesamten Familie.

Das Wohlergehen der Familie deckt sich mit dem des einzelnen. Soweit die Theorie. Wirklich verstanden habe ich das erst in „meiner Familie“, bei der ich in Cubao, im Norden Manilas, gewohnt habe. Eine Familie, bei der schon viele Stipendiaten untergekommen sind. Die Dame des Hauses, Lita Pargas, führte ein offenes Haus für alle untypischen Touristen, für alle die sich für das Land und die Menschen interessieren. Ihre Adresse steht daher auch in keinem Reiseführer, sie wird von Mund zu Mund weitergegeben.

Familie, das heißt in den Philippinen zusammenhalten, ganz egal welche Differenzen es gibt. Der schon lange verstorbene Ehemann von Lita Pargas

war in der Marcos-Armee eine führende Persönlichkeit, Lita Pargas selbst hat für die Administration gearbeitet und hielt auch nach dem Tod ihres Mannes die gute Verbindung zu Ferdinand Marcos aufrecht. Die beiden Töchter Etha und Tina haben ordentlich bei der Revolution gegen Marcos mitgemischt, wurden verhaftet als der Diktator das Kriegerrecht ausrief und verschwanden im Gefängnis. Nur weil die Mutter bei Marcos vorsprach, kamen die beiden körperlich unversehrt davon.

Die politischen Differenzen sorgten oft für Diskussionen in der Familie, aber eine Auflösung der Bindungen wäre undenkbar. Mutter, Töchter, Schwiegersöhne, Enkelkinder, alle lebten unter einem Dach. Die Vergangenheitsform ist deshalb angebracht, weil Lita Pargas nicht mehr lebt. Ich hatte gerade angefangen die Gespräche mit der alten Dame so richtig zu genießen, – sie hat versucht mir „philippinische Mentalität“ näher zu bringen – als sie ganz plötzlich an einer Hirnhautentzündung starb.

Innerhalb kürzester Zeit verwandelte sich ihr Haus in einen Taubenschlag. Kinder und Verwandte aus Amerika, Canada und allen Teilen der Philippinen reisten an. Der Leichnam wurde im Wohnzimmer aufgebahrt. Die Familie blieb Tag und Nacht bei ihr. Es wurde gespeist, getrunken und diskutiert neben der Toten. Dabei hieß es immer, „wie gut, daß sie noch dabei sein kann“.

Wie es bei uns früher vor allem in ländlichen Gegenden üblich war, gab es eine Totenwache, die Verwandtschaft wechselte sich ab. Bei all dem ging es äußerst heiter und ausgelassen zu. Lita Pargas starb mit 81 Jahren. Sie hatte ein erfülltes Leben und ihr Tod war Anlaß für ein seltenes Familientreffen. Besonders ungewöhnlich empfand ich die, wie ich es nennen möchte „Lita Pargas special show“.

Am Abend vor ihrer Beisetzung versammelte sich die Familie vor dem Sarg und der älteste Sohn erzählte mit dem Mikrophon in der Hand Geschichten, Erinnerungen und Anekdoten aus dem Leben der Mama.

Mir gefiel dieser Umgang mit dem erschreckenden Tod, doch ich war auch irritiert, vier Tage vis à vis mit einer Toten zu leben.

Wunderheiler und wunderliche Heiler auf Siquijor

Die Insel Siquijor ist eine der kleinsten Provinzen in den Visayas. Etwa 75 000 Menschen leben dort hauptsächlich von Landwirtschaft und Fischerei. Der Tourismus entwickelt sich ganz langsam. Immerhin hat Siquijor mehr zu bieten als menschenleere Strände und sich im Wind wiegende Palmen.

Das kleine Eiland gilt den Einheimischen als Zauberinsel, als Ort, der Fremde in seinen Bann zieht. Als die Spanier die Insel im 16. Jahrhundert entdeckten, gaben sie ihr den Namen Isla del Fuego, Insel des Feuers. Allerdings nicht, weil es dort brannte, sondern wohl eher wegen der unzähligen Glühwürmchen, die auf Siquijor nachts leuchten. Doch nicht nur die leuchtenden Tierchen geben dem Eiland dieses geheimnisvolle Flair. Es

sind die Geschichten von Wunderheilern, Hexen und Magiern. Quak-Doktor oder Bubble-Man, so nennen die Einheimischen die Männer, die sich mit Kräuterheilkunde eben so auskennen wie mit faulem Zauber. Wer mit der Fähre aus Cebu in Siquijor anlegt, kommt nicht nur wegen des aquamarinfarbenen Meeres und der einsamen Strände, viele erhoffen sich Heilung. Bei den Einheimischen sind es oft finanzielle Gründe, die medizinische Versorgung in einem Hospital können sich nur wenige leisten, der Quak-Doktor nimmt nur soviel wie man geben kann. Ob er hilft oder nicht, was zählt ist allein der Glaube an seine Fähigkeiten.

In Sant Antonio habe ich einen dieser Heiler besucht. Das kleine Dorf in den Bergen ist schwer zu erreichen. Ein Jeepney fährt nicht hinauf und die meisten Tricycle-Fahrer weigern sich, die Strecke zurückzulegen: Zu steil, das schafft die Maschine nicht, so lautet die Standard-Antwort, von der die Fahrer nur abrücken, wenn man ihnen eine stattliche Summe anbietet.

Schließlich habe ich doch einen gefunden, der mich (zu einem fairen Preis) auf den Berg bringt. Ich habe einen kleinen Zettel dabei, den hat mir Emily, die ich beim Frühstück kennengelernt habe, zugesteckt. Eine Nachricht an ihren ehemaligen Schulfreund und seine Ehefrau, die beiden möchten mir doch bei der Suche nach dem Heiler helfen. So einfach und unkompliziert geht das. Ich kenne Emily kaum und ihre Freunde schon gar nicht, trotzdem werde ich empfangen als gehörte ich dazu.

Die Lehrerin und ihr Ehemann sind schnell gefunden, die beiden bringen mich zu einer schäbigen Hütte mit Wellblechdach direkt am Waldrand. Vor der Tür sitzen die Patienten auf klapprigen Holzbänken und warten, vor ihrer Nase hängt Wäsche zum Trocknen. Das Behandlungszimmer ist ein mit einer Bretterwand abgetrennter Raum vis à vis zum Hühnerstall. Ab und zu stolziert ein Puter durchs „Wartezimmer“. An der provisorischen Wand hängen ein Spiegel und eine verschnörkelte goldfarbene Uhr, eingerahmt von zwei Bildern mit phantastischen Landschaften, eine überzuckerte Idylle, die an diesem Ort grotesk wirkt.

Der Doktor erscheint in ausgelatschten Segeltuchschuhen, einer schmutzigen Gabardinehose und einem grauen Hemd, die Manschetten sind abgerissen, im Schritt der Hose klafft ein Loch. Seine Lippen sind knallrot, von den Kaffeebohnen, die er pausenlos kaut.

Der Haarschnitt des 60jährigen wirkt richtig modisch, eine Art Bürstenschnitt mit ausgeprägten Koteletten. Das Kinnbärtchen und die durchdringenden Augen geben ihm etwas Unnahbares. Die Fingernägel des Heilers zieren dicke schwarze Ränder, doch die Kranken stört das nicht.

Sie haben Vertrauen zu ihrem Quak-Doktor. Außerdem ist es für viele hier die einzige Möglichkeit, Hilfe zu bekommen. Einen Arzt oder einen Aufenthalt in der Klinik können sich die wenigsten leisten. Der Quak-Doktor nimmt nur soviel wie jeder zahlen kann, und wer nichts hat, der muß auch nichts geben. Fast jeder Patient verläßt die „Praxis“ mit einem kleinen Fläschchen, eine Kräuteressenz, mit der die schmerzenden Körperpartien eingerieben werden müssen. Ob er ihr helfen konnte, frage ich eine Mittdreißigerin, die neben mir auf der Bank sitzt.

„Ja“, sagt sie, „er ist ganz wunderbar. Ich hatte ein Geschwür im Unterleib, das tat sehr weh. Ich war auch bei einem richtigen Arzt, aber seine Medizin hat mir nicht geholfen. Der Heiler hat seine Hände auf meinen Bauch gelegt und etwas gemurmelt, was ich nicht verstehen konnte. Dann hat er mir noch ein Fläschchen mitgegeben. Damit sollte ich den Bauch regelmäßig einreiben. Und jetzt ist es weg. Es geht mir wieder gut.“

Hängengeblieben oder verhext?

Eine Deutsche, die sich auf Siquijor verzaubern ließ, ist Ilse Schwaha. Die ehemalige Exportmanagerin einer großen Münchener Firma, ist auf Siquijor regelrecht hängen geblieben. Eigentlich wollte sie sich während einer Weltreise an diesem einsamen Fleckchen nur zwei Tage ausruhen. Daraus sind mittlerweile drei Jahre geworden. Ilse Schwaha lernte die Einheimische Emily Gomos kennen und baute gemeinsam mit ihr ein kleines Beach Resort auf, indem die Filipina manchmal abends für die Gäste singt. – Für die wenigen –, die sich auf diese kleine Insel zwischen Cebu und Negros verirren. Denn der Tourismus beginnt hier erst langsam. Luxus ist kaum zu haben, Reisende wohnen in einfachen Bambushütten, direkt am Strand. Pompöse Restaurants gibt es nicht. Die Strandanlagen sind in der Regel kleine Familienbetriebe, wo der Gast nicht aus der Karte wählt, sondern der Hausfrau morgens sagen muß, was er abends essen möchte. Quasi mit Familienanschluß, erfährt man so mehr über philippinisches Leben als aus irgendeinem Reiseführer.

The last frontier – Palawan

Wenn 80 Millionen eine Fläche besiedeln, die kleiner ist als die Bundesrepublik, bleiben Konflikte mit der Umwelt nicht aus. Die Menschen benötigen Lebensraum und dringen auf der Suche nach Ackerland immer weiter in abgelegene Gebiete vor. Das führt dazu, daß es in weiten Landstrichen der Philippinen keine Urwälder mehr gibt, da sie durch Bananenplantagen und angelegte Pinienwälder ersetzt wurden.

Alles was genutzt werden kann, wird auch genutzt: Bäume, mit dem deutschen Export-Schlager Stihl-Motorsägen abgeholzt, werden teilweise offiziell durch große Holzverarbeitende Firmen vermarktet oder über die kaum kontrollierbare Wassergrenze geschmuggelt. So beginnt sich bereits kontinuierlich das letzte Refugium, die abgelegene Insel Palawan, zu leeren. Palawan, etwa 400 km lang und bis zu 40 km breit, ist ein Platz, der kaum erschlossen und bisher nur dünn besiedelt ist. Geologisch betrachtet, gehört Palawan zum Malayischen Archipel und bildete früher die Landbrücke, über die die Philippinen besiedelt wurde.

Diese Insel ist bekannt für ihren Naturreichtum, noch große Gebiete unberührter Urwälder grenzen direkt an weißen Sandstrand. In geschützten

Buchten finden sich kleinere Dörfer, die entweder mit Ausleger-Booten übers Meer oder durch staubige Pisten miteinander verbunden sind.

Entsprechend gestaltet sich auch die Reise auf dieser Insel. Auf dem einzigen Highway von Nord nach Süd fahren die obligatorischen Jeepneys, mehr oder weniger häufig.

Komfortabel reist schon, wer einen Sitzplatz im in der Regel überfüllten Wagen ergattert. Bei ganz viel Glück landet man auf einer der gepolsterten Bänke, mit weniger Glück auf einem Jutesack mit Reis oder auf dem Wagendach. Und dann heißt es oft genug, Kopf einziehen, denn die Palmenblätter, an denen der Jeepney vorbeisaust, können Böses anrichten.

Bestimmt, aber höflich werde ich deswegen auch aufgefordert, mit dem Blick in Fahrtrichtung zu sitzen. Wenn dann der Wagenbegleiter mit dem Kieselstein auf dem Wagenblech das Signal gibt loszufahren, springen die Gäste ohne Sitzplatz auf das Trittbrett und fahren dort mit.

Hühner, Kampfhähne oder Pappkartons werden kurzerhand an die Sitzenden zur Aufbewahrung weitergegeben. Es dauert nicht lange und jeder Fahrgast hat sich eingerichtet. In leise Gespräche vertieft oder schlafend versucht jeder, sich die Zeit zu verkürzen. Der Gockel, von seinem Besitzer wie ein Kuscheltier auf dem Arm gehalten, steckt den Kopf schützend unter dessen Achseln. Den anderen Fahrgästen bleibt nur die Hand oder ein Stück Stoff, um sich vor Staub zu schützen. Fensterglas ist teuer oder hätte vermutlich bei den Straßenverhältnissen kaum eine hohe Lebensdauer. So bläst der Fahrtwind von vorne ungehindert ins Wageninnere, was letztlich bei der Wärme ganz erfrischend ist.

Weniger erfrischend ist dagegen der Staub, den entgegenkommende Jeepneys ins Wageninnere wirbeln. Es gibt wenig Bereiche, in den sich auf diese Weise kein Staub niederschlägt. Jetzt weiß ich auch, warum kaum ein Filipino ohne das obligatorische Frotteehandtuch über der Schulter anzutreffen ist.

Die Damen halten es mit Taschentüchern, die sie sich vors Gesicht pressen. Das Ziel der ersten Ruckel-Etappe ist Taytay, eine ehemalige spanische Garnison im Norden von Palawan. Hier hoffe ich auf ein Zimmer mit fließendem Wasser. Das bedeutet, daß es einen Raum gibt, in dem unter einem Wasserhahn ein großer Bottich steht, aus dem ich mir eine Kelle Wasser über den Kopf gießen kann.

Am anderen Tag geht es weiter nach El Nido, dem Ziel im Norden Palawans. Dort wohne ich bei Bella, einer resoluten Frau mit ausgeprägtem Mutterkomplex. An der Wand hängt ein Zertifikat, auf das sie mich stolz hinweist. Sie hat sich in einem Seminar mit den Grundlagen des Tourismus vertraut gemacht. Was sie dort gelernt hat, nimmt sie äußerst ernst, fast zu ernst. Immer um mein Wohl besorgt, bietet sie mir pausenlos etwas zu Essen an. Jedenfalls muß ich mich abends entscheiden, was ich morgens zum Frühstück möchte und am Morgen die Entscheidung für das Abendbrot treffen. Im Haushalt von Bella und Victor schwingt sie ganz deutlich das Zepter. Da der Mann mit der Fischerei nicht genug verdient, hat sie es in die Hand genommen, das Einkommen aufzubessern.

Puerto Princesa (100 000 Einwohner), die Hauptstadt von Palawan, ist im Vergleich zu anderen philippinischen Städten dieser Größenordnung sauber und gepflegt. Öffentliche Abfallkörbe säumen die Straßen, Blumenbeete und Bäume bestimmen das Stadtbild. Müllabfuhr und Straßenreinigung funktionieren problemlos. Und wer seinen Nachbarn dabei erwischt, wie er Unrat auf die Straße wirft, kann sich eine Prämie verdienen, wenn er den Schandtäter verrät.

Dieses System haben die Einwohner dem deutschstämmigen Bürgermeister Hagedorn zu verdanken, der führt in seinem Städtchen ein eisernes Regiment. Es gibt in Puerto kein einziges Taxi, dafür aber jede Menge Tricycles, diese knatternden, stinkenden Motorräder mit Beiwagen sind allerdings keine umweltfreundliche Alternative zu den Taxis.

Die Insel Palawan ist im Kommen. Schon jetzt gibt es reiche Europäer, die Grundstücke als Spekulationsobjekte für wenig Geld kaufen, und auf den Touristenboom hoffen. Allerdings machen es die Behörden den Ausländern nicht ganz so leicht. Wer nicht einen Einheimischen als Bürgen, Geschäftspartner oder noch besser Ehepartner hat, dem bleibt kaum eine Chance, Land zu erwerben. Es sei denn, die Briefftasche ist dick genug. Denn, daß es Bestechung und Korruption bei Eigentumserwerb gibt, das pfeifen die Spatzen von den Dächern. Die Beamten in den Behörden bekommen ein so schmales Saläre, daß einige von ihnen nicht abgeneigt sind, wenn es um einen Extraverdienst geht.

Dem Himmel so nah – Banaue

Stairways to heaven, Stufen zum Himmel, so nennen die Filipinos die Reisterrassen im Norden der Insel Luzon. Die Reisfelder ragen seit 2000 Jahren in den Himmel und gelten als die Attraktion schlechthin. Angeschmiegt an die fast 3000 Meter hohen Berge, wirken die von Menschenhand geschaffenen Kulturen organisch gewachsen. Im Anblick der gigantischen Reisterrassen, die sich wie ein Amphitheater um das kleine Dorf Batad erheben, empfindet man sich selbst wie ein winziges Reiskorn. Dem Himmel so nah, ist die Arbeit an diesem Ort irdisch hart, denn im Paradies bröckelt es. Die schmalen bis zu sieben Meter hohen Wälle müssen regelmäßig ausgebessert und verstärkt werden.

Die Natur pfluscht den Menschen dabei ins Handwerk. 1991 zerstörte ein Taifun große Teile der Anlagen von Batad. Mit internationaler Hilfe werden sie bis heute wieder aufgebaut. Aber es muß nicht immer ein Taifun sein. Die Wassergüsse während der Regenzeit sind oft so heftig, daß die Wälle zusammenbrechen, und so müssen die Anlagen regelmäßig in Stand gesetzt werden.

Vor zwei Jahren hat die UNESCO die Einzigartigkeit der Reisterrassen entdeckt und in die Liste der Weltkulturdenkmäler aufgenommen. Doch das bringt hauptsächlich Ruhm und Ehre, ist aber nicht mit finanziellen Hilfen verbunden. Damit die Reisterrassen von Batad und Banaue in ihrer Ursprünglichkeit erhalten bleiben, muß viel getan werden. Doch von wem?

Viele junge Leute, aber auch viele Familienväter, haben die Dörfer verlassen, um in der Großstadt ihr Glück zu suchen. Zurückgeblieben sind die Alten und vor allem die Frauen. Eine von ihnen ist Mierca Atuk, sie führt das Gasthaus „Hillside Inn“, eine einfache Herberge, mit der sie ihren Lebensunterhalt verdient. Wenn keine Gäste da sind, dann arbeitet sie auf den Reisfeldern.

Die Lebensmittel für ihren Gastronomiebetrieb muß sie zu Fuß über die Berge ins Dorf bringen, ein Weg dauert zwei Stunden. Eine Straße, die in das Dorf führt, gibt es nicht. Das gilt ebenso für Touristen. Wer Batat sehen will, der muß sich per pedes auf den Weg machen und hat einen recht anstrengenden Marsch über die Berge vor sich.

Amerika – das schillernde TV-Vorbild

Fernsehen spielt in den Philippinen eine wichtige Rolle. Seifenopern mit Herz-Schmerz-Dramatik transportieren das Leben der Reichen und Schönen in jede noch so kleine Hütte. In den Armenvierteln, wo sich kaum jemand einen Fernseher leisten kann, gibt es meistens eine Familie, die doch einen hat. Um dieses magische Gerät versammeln sich nicht selten 50 und mehr Zugucker, der Fernseher als „Lagerfeuer des 20. Jahrhunderts“.

Ähnliche Erfahrungen habe ich auch in „meiner Familie“ gemacht. Das Hausmädchen Antonia war ab 17 Uhr nicht mehr ansprechbar, dann nämlich lief eine Seifenoper mit Mira Maar, einer mexikanischen Schauspielerin, die alle Filipinos anbeten. Und zwar deshalb, weil die 23jährige europäisch aussieht. Hochgewachsen, mit heller Haut und mittelblondem, langem Haar, entspricht sie dem Schönheitsideal vieler Filipinas und Filipinos.

Das Frauenbild, das diese Serien transportieren, ist stereotyp und klischeebehaftet: Schöne Frauen bekommen einen reichen Mann und haben ein luxuriöses Leben. Frauen weinen viel, leiden unter ihren Männern, ertragen viel, ordnen sich unter und wenn sie sich dem Willen des Gatten widersetzen, dann heimlich. Wenn Massenmedien ein solches Frauenbild vermitteln, wenn wundert es dann noch, wenn trotz aller Emanzipationsbestrebungen der Machismo in den Philippinen blüht?

Der größte Fernsehsender ABS-CBN produziert Dutzende dieser Kitsch-Serien meistens nach amerikanischem Muster. Aber nicht nur im Unterhaltungsbereich scheinen die USA das große Vorbild zu sein, auch bei den Nachrichten-Sendungen schielen die Medienmacher nach Amerika.

Ich habe mein Praktikum in der Nachrichtenredaktion von Cannel 2 gemacht. Der Kanal gehört ebenfalls zu ABS-CBN. Sex und Crime-Stories, Drogen, Katastrophen, rührselige human touch Geschichten bestimmten die Nachrichtenauswahl und werden dementsprechend präsentiert.

Natürlich gab es auch eine seriöse Berichterstattung, aber die Redaktion war immer darum bemüht, das Nachrichten-Magazin „aufzupeppen“.

Neben vielen inhaltlichen Unterschieden besonders zu öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten in Deutschland, gibt es einen auffälligen organisatorischen Unterschied. Channel 2 hat zwar jede Menge festangestellte, vornehmlich junge Reporter, jeweils für ein bestimmtes Themengebiet, aber keine freien Autoren. Die Reporter schwärmen jeden Tag aus und müssen, wohlgerne, jeden Tag mit (mindestens) einer Geschichte zurückkommen. Was natürlich dazu führen kann, daß Nichtigkeiten zur Nachricht erhoben werden.

Am spannendsten fand ich es, mit den Reporterinnen und Reportern raus zu fahren und vor Ort zu sein. Was ich da erlebt habe, verschlug mir manchmal die Sprache. Mit dem Kamerateam und dem senior reporter für crime stories unterwegs zu einer Familie, deren 17jährige Tochter vergewaltigt und erdrosselt wurde. Anmelden, vorher anrufen, fragen ob die Eltern bereit sind zu einem Interview, no way. „Wir müssen uns doch nicht anmelden, wenn wir auftauchen, geben die uns sowieso ein Interview“, erklärt mir J.W. jovial. Ein Team, bestehend aus Kameramann, Assistent, Reporter mit mir im Schlepptau, macht sich auf den Weg. Die Eltern des ermordeten Mädchens reagieren erwartungsgemäß.

Diplome und Fotos werden herausgekrant und dem Kameramann zur Verfügung gestellt. Die trauernde Mutter zieht schnell noch die Lippen nach, immerhin wird sie im Fernsehen interviewt, das geschieht nicht alle Tage. Der Respekt der „kleinen Leute“ vor den Medien ist ungeheuer. Am Tag nach Neujahr fahre ich mit einem Kamerateam ins Hospital. Silvester ist der gefährlichste Tag in Manila. Beim Zünden der Feuerwerkskörper verletzen sich jedes Jahr eine Menge Menschen.

Der Reporter hat sich für ein städtisches Krankenhaus entschieden. Hier müssen auch die Menschen behandelt werden, die nicht zahlen können. Dementsprechend primitiv wirkt auch die medizinische Versorgung. Unser Ziel ist das Zimmer 304. Dort liegt ein fünfjähriger Junge, dem ein Feuerwerkskörper das Ohr abgerissen hat. Die Leute von ABS-CBN fallen in das Zimmer ein, um den Kleinen zu filmen. Damit auch alles genau zu sehen ist, löst der Reporter den Ohr-Verband und der Kameramann zoomt auf die Wunde, das sind Bilder, die beim Zuschauer dieses köstliche Schaudern zwischen Mitleid und Sensationslust auslösen. Plötzlich erscheint die Mutter des Jungen und insgeheim reibe ich mir die Hände. Jetzt gibt es eine ordentliche Abreibung, denk ich mir. Die Mama wird die Crew aus dem Krankenzimmer verweisen, damit ihr Sohn Ruhe hat. Doch mein Instinkt irrt. Die Mutter des verletzten Kindes gibt bereitwillig Auskunft, plaudert vor der Kamera über das Unglück. Fast scheint es so, als sei sie stolz, daß ihr und dem Kind soviel Aufmerksamkeit zuteil wird.

Kritik – Niemals von Angesicht zu Angesicht

Es heißt, die Menschen in den Philippinen scheuen direkte Konfrontationen und Diskussionen. Wenn es darum geht, offen eine konträre Meinung zu

vertreten, sind sie sehr zurückhaltend. Was das in der Praxis heißt, habe ich u.a bei einem Termin mit Fidel Ramos im Regierungspalast mitbekommen.

Der Präsident hatte, nach längerer Krankheit, Journalisten aller Medien in seinem Arbeitszimmer im Palast zu einer kurzen Pressekonferenz empfangen. Etwa 35 Journalistinnen und Journalisten umringten Ramos, stellten artige Fragen nach seinem Befinden und seinen Plänen für das Jahr 1997. Jeder verhält sich freundlich, fast überhöflich und alle lachen brav, wenn der Präsident einen Witz macht. Und witzig gibt er sich wohl gern. Mit einer Tasse Tee in der einen und einem Sandwich in der anderen Hand, scherzt er über seinen Gesundheitszustand und die Zukunft seines Landes.

Niemand stellt eine kritische Frage, keiner setzt dem ersten Mann des Landes wirklich zu. Die Berichte in den zahlreichen „bunten Blättern“ am anderen Tag beschreiben die gute Laune des Präsidenten, sein strahlend weißes Hemd und den herzhaften Snack, den er sich während des Pressemeetings gönnte. Einzig der „Daily Inquirer“ und die „Manila Times“ brachten kritische Kommentare. Jedoch im Angesicht des Präsidenten waren auch die Publizisten dieser Zeitungen handzahn. In der Redaktion erklärt man mir später, das sei hier halt so. Wenn man dem Präsidenten gegenüberstehe oder überhaupt von Angesicht zu Angesicht mit Personen, würde man nicht die Konfrontation suchen, das sei eher untypisch für Filipinos. Diese asiatische Art, die auch damit zu tun hat, das Gesicht nicht zu verlieren, immer *contenance* zu bewahren, die sollte mir in den folgenden Wochen noch oft begegnen. Mir fiel der Werbespruch der staatlichen Fluggesellschaft Philippine Airlines ein „Where Asia wears a smile“.

Eine organische Feministin

Carina Constantino-David empfängt mich in abgeschnittenen Jeans, barfuß, im T-Shirt und zurückgebundenen Haaren. Die 50jährige Professorin für Soziologie und Gemeindewesen an der Universität der Philippinen in Manila war stellvertretende Ministerin für Soziales während der Amtszeit von Corazon Aquino, leitet die große Nichtregierungsorganisation HASIK (Harnessing Self-Reliant Initiatives and Knowledge) und steht zudem einer sogenannten Code NGO vor, das ist eine Organisation, die mehr als 3000 Nichtregierungsorganisationen (NRO) im Land koordiniert.

1986 gegründet, konzentriert sich HASIK u.a. auf die Armen in den Städten. Dazu gehört ein nationales Livelihood – Programm nur für Frauen. Es geht um einen 5 Mio. Pesos Fond. Das Geld wird an Gruppen von fünf bis zehn Frauen verliehen, damit die Frauen kleine Unternehmen aufziehen können. Zuerst müssen die Interessentinnen eine Art Stundenplan aufstellen, aus dem hervorgeht, was sie den Tag über tun und ob überhaupt genügend Zeit für ein Geschäft bleibt, ohne daß eine Überbelastung entsteht. Wenn sie dann den Kredit bekommen, können sie selbst mit dem Geld wirt-

schaften und es zu einem sehr geringen Zinssatz zurückzahlen. Dadurch werden einerseits wirtschaftliche Grundlagen für die Existenz der Familie geschaffen. Darüberhinaus verhelfen diese Kredite den Frauen dazu, sich aus der ausschließlichen ökonomischen Abhängigkeit von ihren Ehemännern zu lösen.

Für einen Teil ihrer Profite schaffen die Frauen etwas für die ganze Gemeinde an. Zum Beispiel einen Basketball-Court für die Kinder. Sobald die Summe zusammen ist, gibt es ein großes Fest, so daß jeder weiß, von wem das Geld kommt. Auf diese Weise können Status und Akzeptanz der Frauen verbessert werden.

Selbst wenn es vordergründig um wirtschaftliche Starthilfe geht, wird auf diese Art auch das Selbstvertrauen von Frauen gestärkt und vor allem ihre Stellung in der Gemeinde verbessert. Die Rückzahlungsrate der Kredite liegt immerhin zwischen 85 und 90 Prozent. HASIK hat noch mehr zu bieten: Zum Beispiel ein Trainingsprogramm für junge Frauen in den städtischen Armenvierteln, die keine Arbeit haben. Carina Constantino-David bietet gemeinsam mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Seminare für junge Frauen an, die Lehrerinnen werden möchten. Nach dieser „Ausbildung“ erarbeiten die angehenden Lehrkräfte gemeinsam mit HASIK ein Curriculum für den Unterricht. Diese Lehrerausbildung kann natürlich nicht mit der akademischen konkurrieren. Darum geht es auch nicht. Die jungen Frauen wollen die Mädchen und Jungen im Vorschulalter in den Armenvierteln der Städte unterrichten. Mit einer Sozialarbeiterin von HASIK besuche ich eines der Slum-Viertel.

Dort treffe ich Mary-Chris. Sie ist 28 Jahre alt und unverheiratet. Durch HASIK hat sie sich weitergebildet und gelernt, wie man Kinder im Vorschulalter unterrichtet. Mary lebt von dem Geld, was die Eltern der Kinder ihr für den Unterricht geben können. Das ist wenig, denn manche schicken die Kinder zwar zur Schule, können aber nicht bezahlen. Trotzdem ist sie zufrieden. Sie hat einen Beruf, eine Aufgabe, die ihr Spaß macht und kann ihren Lebensunterhalt selbst finanzieren.

Eine weitere Säule von HASIK ist Aufklärungsarbeit in Seminaren. Es gibt Trainingsseminare für Frauen wie Männer zu Themen der Gleichberechtigung. Die Info-Veranstaltungen für 12- bis 25jährige vermitteln Wissen über Sexualität, Verhütung, Schwangerschaft und natürlich auch Gleichberechtigung. Um an die Frauen, die in den Geschichtsbüchern kaum existieren, zu erinnern, bringt HASIK Publikationen heraus, die diese Leerstelle ausfüllen. Finanziert wird die NRO HASIK von verschiedenen Organisationen aus Holland, Deutschland, Amerika und England. Zudem gibt es lokale Unterstützung.

Carina Constantino-David ist das sehr recht. Sie will nicht von einem einzigen Geldgeber abhängig sein, obwohl es schon Angebote dieser Art gab. Durch Beratungen, Seminare zu Geschlechterfragen zum Beispiel auch für Medienleute und den Verkauf ihrer Bücher, bringt HASIK 30 Prozent der erforderlichen Gelder selbst auf. Das nächste Ziel heißt 50 Prozent Eigenfinanzierung.

Auf meine Frage, ob sie sich selbst als Feministin bezeichnen würde, antwortet sie prompt. „Natürlich, man kann als Frau doch gar nicht anders. Ich selbst bezeichne mich gern als organische Feministin. Mein Wahlspruch: Feminismus ist nichts als die radikale Idee, daß Frauen Menschen sind.“

Und deshalb legt sie den Finger immer wieder in die Wunde und gibt keine Ruhe, weil sie auf die Barrieren aufmerksam machen will, die Frauen an der Gleichberechtigung hindern.

Die Rettung: Frauenhaus

Das Womens Crisis Center hat mittlerweile eine traurige Popularität erreicht. Als das erste Frauenhaus in Manila 1989, drei Jahre nach der Revolution gegründet, ist es heute „überlaufen“. Nicht alle Frauen, die hier Zuflucht suchen, können aufgenommen werden.

Versteckt und ohne Hausnummer liegt das Womens Crisis Center hinter einem zwei Meter hohen Metallzaun. Diese Vorsichtsmaßnahme ist nötig, denn wenn der Ort erst mal bekannt ist, können Frauen, die vor ihren prügelnden Ehemännern Zuflucht suchen, sich dort nicht mehr sicher fühlen. Der erste Kontakt läuft fast immer über das Telefon. Frauen und Mädchen, die geschlagen, vergewaltigt oder mißhandelt wurden, suchen Rat und Hilfe.

Wenn sie sich entscheiden ins Frauenhaus zu kommen, haben sie mehrere Möglichkeiten. Sie können dort offiziell einen Monat mit ihren Kindern leben. Die meisten bleiben länger. Ein neues Leben aufzubauen, unter Umständen einen Job zu suchen, eine Wohnung zu finden, stark genug zu sein, um das Alleinleben auf sich zu nehmen, dazu reichen vier Wochen nicht aus. Das Frauenhaus bietet medizinische und vor allem therapeutische Hilfe. Die meisten Frauen fühlen sich schuldig, schämen sich für das, was ihnen angetan wurde.

Viele Frauen, die unter ihren Ehemännern leiden, gehen trotzdem zurück. Da sind einmal ökonomische Gründe, aber auch gesellschaftliche und soziale. Die meisten fühlen sich ohne Mann nicht komplett. Der Status der alleinlebenden Frau existiert in den Philippinen nicht. Eine Ehe-Scheidung ist nicht möglich. Der Prozeß der Bewußtseinsveränderung bei den Frauen ist lang und schmerzlich und manche schaffen es nie. Dabei ist Gewalt gegen Frauen kein Problem einer bestimmten sozialen Schicht. Das gibt es in allen Klassen der Gesellschaft, nicht nur bei den armen und weniger gut ausgebildeten Familien,

„Ein großes Problem ist, daß es immer wieder Frauen gibt, die uns gegenüber nicht loyal sind. Selbst, wenn sie sehr verschreckt sind, halten sich viele nicht an die Regeln des Hauses, rufen ihre Männer an, gehen zurück, werden wieder geschlagen, kommen ins Frauenhaus zurück. Die meisten geben ihren Ehemännern eine zweite und dritte Chance, fallen uns in den Rücken und kommen wieder. Dann immer Verständnis zu zeigen und die Frauen mit offenen Armen zu empfangen, das ist gar nicht so einfach“, erklärt Sally Ohano.

„Es gibt Frauen, die wurden so brutal geschlagen, einer wurde sogar eine Cola-Flasche in die Vagina gesteckt, trotzdem ist sie zu ihrem Mann zurückgegangen. An so einem Punkt kann ich das nicht mehr nachvollziehen. Trotzdem sage ich den Frauen: Ihr könnt immer wieder kommen, wir sind für Euch da.“

Warum sich manche Frauen so behandeln lassen? Sally Ohano vermutet, daß es an der Idee von der großen, romantischen Liebe liegt, die den meisten im Kopf herumspukt. „Er schlägt mich zwar, aber das war ein Ausrutscher, denn eigentlich bin ich seine große Liebe.“ An dieser Träumerei halten sich die Frauen fest. Diese Art des Selbstbetrugs findet sich nicht nur bei mißhandelten Ehefrauen. Auch Mädchen, die von ihren Vätern vergewaltigt wurden, versuchen häufig, sich die Realität zurechtzurücken. Da ist zum Beispiel eine 15jährige, die zwei Jahre lang regelmäßig von ihrem Vater vergewaltigt wurde. Nun soll es zur Anklage kommen und das Mädchen macht einen Rückzieher.

„Für Opfer von Inzest-Vergewaltigungen ist das ein regelrechtes Dilemma. Häufig wollen sie nicht, daß der Vater stirbt, denn darauf steht die Anklage Todesstrafe. Das Mädchen sucht nun Entschuldigungen für ihren Vater. Er sei nicht schlecht, das sei nur geschehen, weil die Mutter ihn verlassen habe. Nur deshalb hätte er ihr das antun können. Wir müssen das mitanhören, wissen, was geschehen ist, und wahrscheinlich wird es auch diesmal nicht zu einer Anklage kommen.“

Die Feministin Sally Ohano ist überzeugt, daß Gewalt gegen Frauen in einer patriarchalischen Kultur, wo Männer als das kraftvollere und bessere Geschlecht und Frauen als untergeordnet und schwächer dargestellt werden, unausweichlich ist. „Wenn die Frauen heiraten, dann merken sie, daß der Mann die Entscheidungen trifft. Die Frau ist für den Haushalt und die Kinder verantwortlich. Der Mann hilft in der Regel nicht bei der Hausarbeit, das ist philippinischer Familienalltag und das wird sich wohl so schnell auch nicht ändern“, lautet Sallys Prognose.

Frauenbewegung – eine militante Vergangenheit

Die Frauenbewegung in den Philippinen hat eine lange Geschichte. Ihre berühmteste Figur ist Gabriela Silang. Die Freiheitskämpferin führte 1763 die Bauernrebellion gegen die Spanier an. Sie wurde verhaftet und zum Tode verurteilt. Bevor die Spanier das Land besetzten, hatten die Frauen in der philippinischen Gesellschaft einen egalitären Status. Auf wirtschaftlicher Ebene übte die Frau die gleichen Tätigkeiten aus wie der Mann. Es gab keine Arbeitsteilung. Beide konnten auf dem Feld arbeiten. Verträge ohne die Unterschrift der Frau waren nicht gültig. Auf politischer Ebene gab es eine strikte Erbfolge. Wenn der Führer oder die Führerin starben, ging die Führungsrolle auf das erstgeborene Kind über, egal ob Mann oder Frau. Die Frauen genossen ein hohes politisches Ansehen, durften sie doch als Friedensvertragshalterin auftreten, das heißt, sie bürgten für die Sicherheit

eines anderen Stammes, wenn dieser in das eigene Stammesgebiet kam. Töchter waren in der Familie eben so willkommen wie Söhne. Jungfräulichkeit war unwichtig. Ledige Mütter wurden gern geheiratet, weil sie nicht erst beweisen mußten, daß sie fruchtbar waren.

Als die Spanier kamen, führten sie das Patriarchat ein und damit veränderte sich der Status der Frau. Zwar erkannten die Spanier die philippinische Frau als zuverlässig und vertrauenswürdig an, aber sie bemängelten, daß die Filipinas sich sexuell nicht nur einem Mann verpflichtet fühlten, sondern häufig mehrere Beziehungen hatten. Dabei waren die Spanier nicht schockiert darüber, daß es Promiskuität gab, das kannten sie aus ihrer eigenen männlichen Sicht nur zu gut. Nur den Frauen wollte man das nicht zugestehen. Die Spanier trieben eine systematische Umerziehung voran. Mädchen wurden in Schulen streng nach dem Vorbild der Jungfrau Maria erzogen.

Frauen die gleichen sexuellen Freiheiten zuzugestehen wie den Männern, das war in der spanischen Gesellschaft undenkbar, und so sorgten die Kolonialherren dafür, daß sich der Status der gleichberechtigten, philippinischen Frau in einen untergeordneten verwandelte.

Später, während der amerikanischen Occupation, schwabte die Suffragetten-Bewegung zu den Philippinen herüber. Es gab eine Reihe kirchlicher, säkularer und bürgerlicher Frauenverbände, die meisten kämpften für das Wohlergehen der Frauen innerhalb der herrschenden Struktur. Erst 1970 entstand eine Frauenbewegung, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, die herrschenden Machtstrukturen zu verändern. Als Ferdinand Marcos 1972 das Kriegsrecht verhängte, mußten die Frauenorganisationen, die gesellschaftliche Veränderung anstrebten, im Untergrund verschwinden.

Die mit Beginn der achtziger Jahre einsetzende Entwicklung, die 1986 im Sturz der Marcos-Diktatur gipfelte, brachte den vielen versplitterten Frauenverbänden die Erkenntnis, daß sie nur gemeinsam stark wären. So kam es 1984 zur Gründung des landesweiten Dachverbandes GABRIELA.

Der Name steht für General Assembly Binding Women for Reforms, Integrity, Equality, Leadership an Action und er soll erinnern an die Freiheitskämpferin Gabriela Silang.

GABRIELA – Eine Ordensschwester an der Spitze

GABRIELA ist mit 50000 Mitgliedern die wohl größte Frauenorganisation in den Philippinen. Der Dachverband bezeichnet sich als politische Organisation, die sich, so formuliert es die Vorsitzende Mary John Mananzan, für die Befreiung der Frauen einsetzt. Das Spektrum reicht von den Mittelschichtsakademikerinnen in Manila bis zu den Landfrauen ohne Grundschulabschluß. Insgesamt vereinigt GABRIELA 200 Organisationen. Obwohl die wirtschaftliche Kluft zwischen den einzelnen Frauen sehr groß ist, demonstrieren sie doch gemeinsam Stärke in ihrem Bemühen um die Emanzipation. Auf besonders breite Resonanz stößt die Arbeit von GABRIELA bei Arbeiterinnen in Fabriken, überhaupt bei Frauen ohne höhere

Schulausbildung. Gerade sie fühlen sich angesprochen von dem Streben der Organisation, die bestehende Gesellschaft in eine menschlichere und gerechtere umzuwandeln.

In dem Dachverband arbeiten kirchliche und nichtkirchliche Organisationen zusammen; geleitet von Sister Mary John Mananzan, eine Nonne, die über feministische Theologie promoviert hat. Viele haben den etablierten christlichen Organisationen den Rücken gekehrt, weil sie in den männerdominierten Strukturen ihre Ideen kaum durchsetzen konnten. Trotzdem hat das an der christlichen Überzeugung nichts verändert.

All diese unterschiedlichen Frauen haben in GABRIELA eine gemeinsame Plattform gefunden, in der sie sich einsetzen für den Abbau der Abhängigkeit vom Ausland, sehr engagiert hat GABRIELA dazu beigetragen, daß die amerikanischen Militärbasen das Land verlassen mußten. Es geht den Frauen von GABRIELA um die Bekämpfung der Armut und die Gleichstellung der Geschlechter. Der Verband versucht dies durch Bildungs- und Aufklärungsarbeit in Seminaren und Schulungen sowie durch eine ausdauernde Öffentlichkeitsarbeit mit zum Teil spektakulären Aktionen.

GABRIELA streitet für eine armenorientierte und frauengerechte Wirtschaftspolitik, die, so der Dachverband, den Ressourcen und Bedürfnissen des eigenen Landes entspricht. Zum Beispiel durch programmatische Entwürfe und Kampagnen zur Landreform, Nationalisierung der Industrie und Förderung von frauengerechten Arbeitsschutz- und Sozialgesetzen. Zudem kämpft GABRIELA für gleichen Lohn für Frauen und Männer. Der Prostitution und dem Sex-Tourismus hat die Frauenorganisation ebenfalls den Kampf angesagt.

Warum sich die philippinische Gesellschaft mit Gleichberechtigung und Emanzipation so schwer tut, für Sister Mary John Mananzan liegt das auf der Hand: „Wir leben in einer durch und durch vom Machismo geprägten Kultur. Die Männer wollen ihr Vorrecht natürlich nicht aufgeben, das könnte unbequem werden. Erschwerend kommt hinzu, daß Priester den Frauen predigen, sie müßten gehorsam und unterwürfig sein. Also kein Wunder, daß die Frauen immer noch dazu geneigt sind, sich unterzuordnen.“

Der hohe Status der Familie ist nach Meinung von Schwester Mary ein Grund dafür, daß selbst bestens ausgebildete Frauen zurückstecken, wenn es um die Familie oder den Beruf des Ehemannes geht. Ein weiteres Übel, das der Frauenbewegung im Weg steht, ist nach Meinung der Ordensschwester, der Schönheitskult der Filipinas. „Die meisten Frauen verwenden viel mehr Zeit darauf, sich schön zu machen als etwas für ihren Intellekt zu tun. Viele quälen sich regelrecht, um dem gängigen Schönheitsideal zu entsprechen. Eine Frau kann noch so klug sein, wenn sich kein Mann für sie interessiert, ist das meistens eine Katastrophe. Es muß einer kommen, der die magischen drei Worte sagt, erst dann haben die Frauen das Gefühl, sie seien etwas ‚wert‘. Das ist so grotesk. Wenn erst mal einer gesagt hat ‚Ich liebe Dich‘, dann kann der sich fast alles erlauben. Das liegt natürlich auch daran, daß in unserer Gesellschaft der Status der allein-

lebenden Frau quasi nicht existiert bzw. nicht akzeptiert wird. Das ist ein Dilemma, dem nur wenige Frauen gewachsen sind.“

Mann und Frau sind gleich – Utopie oder Realität?

An Frauenorganisationen mangelt es auf den Philippinen nicht. Es gibt Frauenverbände für jeden Geschmack und jedes Bedürfnis. Hausfrauenvereine, christliche Gemeinschaften, Wohlfahrts- und Berufsverbände, Forschungskreise, Gesprächsgruppen usw. Die meisten Gruppen sind sozial engagiert. Das reicht von Gebeten und Spenden für die Armen bis hin zu großen Aktionen für Frieden und Gerechtigkeit. Jedoch ist das Hauptziel dieser Gruppen nicht die Gleichstellung der Frau. Die Ziele und Tätigkeiten philippinischer Frauenverbände sind ähnlich vielfältig wie die sozialen Schichten im Land.

Der Grad der Diskriminierung, den Frauen erfahren, ist unterschiedlich. Reiche Frauen, die luxuriös mit Hauspersonal und ohne finanzielle Sorgen leben oder gut ausgebildete Frauen in Top-Positionen in Wirtschaft und Medien werden von sich behaupten, daß sie sich in jeder Hinsicht gleichberechtigt fühlen.

Die Diskriminierung von Frauen im Berufsleben ist hier nicht so offensichtlich wie in untergeordneten Positionen. Selbst wenn Frauen es schaffen, sich im Berufsleben Anerkennung und eine nahezu gleichberechtigte Position zu verschaffen, gelten innerhalb der Familie andere Gesetze, da herrscht häufig eine patriarchalische Rangordnung vor. Die Wörter Feminismus und Gleichberechtigung existieren in den Philippinen wie anderswo, doch die Inhalte variieren. Der Riß zwischen, dem was auf der Oberfläche erscheint und wie Gleichberechtigung in einer traditionell vom Machismo geprägten Gesellschaft wirklich verstanden wird, ist groß.

Natürlich gibt es Verlegerinnen, Chefredakteurinnen, Ärztinnen, lauter gut ausgebildete Frauen in adäquaten Positionen. Denn die philippinische Verfassung garantiert die Gleichstellung von Mann und Frau. Während der schulischen bzw. universitären Ausbildung haben Frauen und Männer gleiche Chancen und sind dabei etwa gleich stark vertreten.

Auch die Analphabetenrate, unter 10 Prozent, ist bei den Geschlechtern identisch. Allerdings gibt es bei der Bezahlung sowie bei den Aufstiegschancen erhebliche Differenzen zwischen Mann und Frau.

Der schöne Schein – Leben und Leiden für das Aussehen

„Emelda Marcos, natürlich war sie korrupt, sie hat uns um unser Geld betrogen, aber sie war doch so schön. Sie ist immer noch so elegant, eine ehemalige Schönheitskönigin. Ach, ich kann ihr gar nicht richtig böse sein“, schwärmt Antonia Sarenas, die Haushaltshilfe von Lita Pargas.

Sie arbeitet schon 17 Jahre im Haushalt der alten Dame, bei der ich in Cubao ein Zimmer mieten konnte und sie kennt alle Geschichten von den Reichen und Schönen, aus dem Fernsehen und den bunten Zeitungsblättern. Schönheit ist der wichtigste Bonus auf den Philippinen. Dazu gehört auch weiße Haut, das ist das größte. Reiche Filipinos gehen niemals in die Sonne. Die jungen Mädchen, die in den Warenhäusern verkaufen, reiben ihre Gesichter mit Whitening Lotion ein.

Eine aggressive Creme, die die Pigmente der Haut zerstört und sie lichtempfindlicher macht. Alles wird in Kauf genommen für die Schönheit.

So freizügig und doch so prüde

85 bis 90 Prozent der philippinischen Bevölkerung ist katholisch. Auch das ist eine Folge der spanischen Herrschaft. Obwohl das 21. Jahrhundert naht, ist Jungfräulichkeit noch immer das höchste Gut für eine Frau. Paradoxerweise stehen auf der anderen Seite der Scala 500 000 Prostituierte, die ihr Geld mit dem Gegenteil von Jungfräulichkeit verdienen.

In erster Linie für Touristen gibt es die sogenannten Bikini-Bars, in denen junge Mädchen in knappen Tanga-Bikinis tanzen, vom Gast „ausgelöst“ und mitgenommen werden können. Im krassen Gegensatz zu dieser Freizügigkeit steht das Verhalten von Frauen am Strand. Keine Einheimische, selbst wenn sie in der Bar fast nackt tanzt, würde sich im Badeanzug am Strand zeigen. Die einheimischen Frauen, wenn sie überhaupt schwimmen können, gehen nur voll bekleidet ins Wasser, das heißt T-Shirt und Rock oder Hose sind ein Muß.

Verkaufte Kinder

Acht Mädchen liegen bäuchlings auf dem Boden, die Gesichter in den verschränkten Armen verborgen, und weinen. Sie geben dem Leid Ausdruck, das ihnen im Nachtleben zwischen Manila und Olongapo zugefügt wurde.

Ein abgedunkelter Raum, die Kinder liegen im Kreis, wie ein großer Stern, dazwischen knien die Therapeuten; wenden sich dem einen oder anderen zu und legen die Hand auf den Rücken. „Primal scream“ – heißt diese erste Form der Therapie für die Mädchen, die in Preda aufgenommen werden. Wie eine rettende Insel im Meer von Nachtclubs, Verkehr, Lärm und Gestank liegt Preda, auf einem bewaldeten Hügel am Subic Bay.

1974 von dem irischen Pater Shay Cullen gegründet, ist die Preda-Foundation eine Zufluchtsstätte für Mädchen, die Schutz vor Prostitution und Vergewaltigung suchen. Unicef, die Weltkinderhilfsorganisation, schätzt, daß 60000 Kinder auf den Philippinen als Prostituierte arbeiten. PREDA ist eine Organisation die dagegen kämpft und versucht Alternativen zu entwickeln.

Geschwungene weiße Gitter vor den Fenstern, ein repräsentativer Balkon und Rundbögen geben dem Haus mediterrane Leichtigkeit und freundliche Atmosphäre, aber auch etwas von einer Festung. Hier werde ich von Father Shay, wie ihn seine Mitarbeiter nennen, empfangen.

Der hochgewachsene Mann mit dem graumelierten Haar und dem sportlichen Outfit will so gar nicht dem gängigen Bild eines katholischen Priesters entsprechen. Und gerade dieses Aussehen hat ihm bei seinen zahlreichen Undercover-Aktionen schon weitergeholfen. Ausgerüstet mit Mikrofon und versteckter Kamera macht sich der Father häufig nachts auf den Weg, um Beweismaterial gegen Zuhälter und Pädophile zu sammeln. Weil er aussieht wie ein europäischer Tourist, halten ihn die „pimps“ für einen Kunden und bieten ihm minderjährige Jungen und Mädchen, sogar Kinder, an.

Mit dieser Sherlock Holmes Methode hat der kampflustige Priester schon einige Erfolge erzielt, und dazu beigetragen, daß zum Beispiel dem international operierenden Vermittler von Kindern, Andrew Mark Harvey, das Handwerk gelegt wurde. Der 57jährige Amerikaner besaß hunderte von Ordnern mit Kundenadressen. Einige waren Geschäftsleute, Politiker, Beamte und Diplomaten, die meisten aber waren Touristen. Außerdem wurde bei ihm eine sorgfältig geführte Kartei gefunden. Im Angebot: mehr als hundert philippinische Kinder, aufgelistet mit ihren geschlechtlichen Besonderheiten.

Jüngstes Ergebnis der engagierten Arbeit von Shay Cullen war die Aussage von zwei philippinischen Mädchen, die er zum Prozeß nach Deutschland begleitete. Dadurch konnte der Sextourist Thomas Breuer verurteilt werden. In Olongapo am Subic Bay war bis 1991 die Marine-Base der US-Navy stationiert. Von der Entscheidung des philippinischen Senats, den Vertrag über die Nutzung militärischer Stützpunkte nicht zu verlängern, waren allein am Subic Bay 20000 Filipinos direkt betroffen, denn der Stützpunkt war zum Wirtschaftsfaktor und wichtigsten Arbeitgeber geworden; auch im Bereich der Sex-Industrie. Ganz Olongapo galt als ein einziger großer Nachtclub. Frauen und Mädchen, Jungen und Männer in allen Altersklassen verkauften sich hier an amerikanische Soldaten und europäische Touristen.

Das Schlüsselerlebnis, das Father Shay und seine Crew dazu veranlaßte sich ausschließlich um Straßenkinder zu kümmern, geschah 1982. Durch Zufall haben Shay und seine Leute einen großen Kinder-Sex-Ring entdeckt, der Kinder an amerikanische Soldaten verkaufte. Gedeckt und gemanagt wurde das Geschäft von einer einflußreichen philippinischen Familie, die auch den Bürgermeister der Stadt Olongapo stellte.

Bis heute stoßen Father Shays Aktivitäten auf wenig Gegenliebe bei den Offiziellen der Stadt. Es läuft ihren Interessen zuwider, sie befürchten, daß damit auch ihre zusätzlichen Einnahmequellen gestopft werden, vermutet Father Shay.

Morddrohungen und Handgreiflichkeiten gegen ihn gehören zum Geschäft. Auf höchster Ebene findet sein Engagement allerdings Gehör. Er

ist Mitglied des Presidential Committees, ein Berater-Gremium, von Fidel Ramos zur Wahrung der Kinderrechte eingesetzt.

Hof fegen, in der Küche helfen, Wäsche waschen und zur Schule gehen, ganz alltägliche Dinge müssen die Mädchen hier wieder lernen. Mary, Grace, Beverly May, insgesamt 16 Mädchen zwischen zehn und 16 Jahren haben zur Zeit die Chance ihrem Leben eine Wende zu geben.

Die meisten Mädchen begeben mir sehr offen. Ich hatte mit viel mehr Scheu und Angst gerechnet. Wir kommen schnell ins Gespräch. Die Mädchen erzählen von ihren Hoffnungen, ihren Wünschen, dem Alltag in Preda aber auch von der Vergangenheit.

Die fünfzehnjährige Helen war es gewohnt, ihr Geld selbst zu verdienen und ihren Tag, vor allem die Nächte, unbeaufsichtigt zu verbringen. Seit Ende vorigen Jahres ist das Mädchen in Preda. Den knöchellangen, karierten Rock und das Feinripp-Shirt hat sie aus Deutschland mitgebracht, wo sie im November vergangenen Jahres gegen den deutschen Thomas Breuer aussagte, der wegen Kindesmißbrauch zu einer Gefängnisstrafe von drei Jahren und zwei Monaten verurteilt wurde. Äußerlich unterscheidet sie sich nicht von anderen Mädchen ihres Alters, das dunkle Haar hält ein Samtreifen aus der Stirn, das Gesicht hat letzte Reste von Babyspeck. Ganz und gar nicht kindlich ist ihre Vergangenheit.

Als Helen elf Jahre alt war, heiratete ihre Mutter einen neuen Mann. Der Stiefvater vergewaltigte sie. Das Mädchen stellte die Mutter vor die Wahl, er oder ich, aber ihre Mutter zog den Mann vor. Deswegen verließ Helen ihr Zuhause. Eine Freundin machte ihr Manila schmackhaft und bot ihr sogar eine Arbeit dort an. Unbedarft wie sie war, geriet sie an einen Zuhälter, der sie an Touristen verkaufte.

Heute hat das Mädchen andere Ziele. Sie will Sozialarbeiterin werden, um Kindern zu helfen, die aus dem Prostituiertenmilieu aussteigen möchten. Daß die große Armut vieler Familien eine der Ursachen für die Kinderprostitution ist, hat die Stiftung längst erkannt. Oft sind es Eltern oder Großeltern, die ihre Kinder und Enkel verkaufen.

Deshalb fördert PREDA Projekte zur Entwicklung von kleinen Handwerksbetrieben und Farmer-Kooperativen. Damit sollen die Menschen in die Lage versetzt werden, an ihren angestammten Plätzen auf dem Lande oder im Dorf bleiben zu können, und nicht auf der Suche nach Arbeit in die Städte abwandern zu müssen und in den Slums zu versacken.

PREDA arbeitet mit der GEPA, der Gesellschaft für Partnerschaftlichen Austausch, in Wuppertal zusammen und verkauft getrocknete Mangos und Mode-Schmuck. Die Ketten, Armbänder und Ohrringe aus Muscheln, Kokos und Naturstein entstehen in Cebu-City. In einem Armenviertel von Mandaue/Cebu-City fädeln Frauen die Ketten auf. Mit einer kleinen Maschine werden die aufgezogenen Perlenreihen zu einer Kordel gedreht: Modeschmuck für den Export nach Deutschland. Während Anjelita Kabucus über ihre Situation spricht, fädeln ihre braunen Hände kleine Kokosperlen auf eine Schnur, sie sitzt mit ihren Nachbarinnen in einer Bambushütte, um einen kleinen wackligen Tisch mit kariertem Wachstum-

decke. Die Hütten in diesem Armen-Viertel stehen dicht an dicht, hier fahren keine Autos, die schmalen Gassen lassen gerade mal einen nicht allzu dicken Fußgänger passieren. Vor dem Eingang spielen Kinder, es sind die Kinder der Frauen, die kleinen, die noch nicht zur Schule gehen, denn die Arbeit in Verbindung mit Preda ermöglicht den Schulbesuch.

Die Frauen sind zu Hause, kochen zwischendurch, waschen die Wäsche und verdienen Geld. Die Designerin Letty Motong koordiniert die Arbeit der Frauen und entwirft den Schmuck in Absprache mit Designerinnen der GEPA, damit Ketten und Armbänder auch dem „deutschen Geschmack“ entsprechen.

Mangobäume auf Kredit

Die großen, weitausladenden Bäume mit ihren dunkelgrünlänzenden Blättern werden mit Kaliumnitrat besprüht, um die Blüte künstlich anzuregen und damit höhere Erträge zu erzielen. Der Powersprayer konnte mit Hilfe eines Kredits der Preda-Foundation angeschafft werden. Schon früher verkauften die Bauern Mangos. Mandro Silaya, der Sprecher der Kooperative in Sidlon, erklärt, daß die Zusammenarbeit mit Preda wesentliche Verbesserungen für die Mango-Bauern bedeutet. Früher waren sie auf Zwischenhändler angewiesen, die rund 70 Prozent des Verkaufserlöses einbehielten. Durch die Vermittlung von PREDA haben sie jetzt einen Abnehmer, der ihnen stabile Preise garantiert. Die Stiftung unterstützt die Kleinbauern nicht nur durch die Vermittlung zinsfreier Darlehen, sondern auch durch Hilfe bei der Vermarktung und technische Beratung.

Der Einsatz von Pestiziden bei der Mango wird durch eine einfache aber effektvolle Methode vermieden.

Um die heranwachsenden Früchte vor Schädlingen zu bewahren, werden sie in einfaches Zeitungspapier gewickelt. Von Ferne sieht mancher Mangobaum aus, als seien alte Teebeutel zum Trocknen aufgehängt oder als baumelten kleine Präsente an den Ästen. Die landen allerdings erst nach dreimonatiger Reifezeit getrocknet und in Streifen geschnitten in einem Sirup aus Fruchtsaft mit geringem Zuckeranteil in deutschen Dritte-Welt-Läden und Reformhäusern. Father Shay strebt den Vertrieb auch über Supermarktketten an, um das Einkommen für noch mehr Bauern und ihre Familien zu garantieren.

Als Deutsche auf den Philippinen

Prinzipiell haben es ausländische Journalisten in den Philippinen recht leicht. Man kommt schnell mit den Menschen ins Gespräch, dabei gibt es kaum Sprachbarrieren, weil fast jeder Englisch spricht. Es ist sogar ausgesprochen schwer mit Filipinos nicht ins Gespräch zu kommen. Man wird immer angesprochen, vor allem in den Straßen von Manila. Dabei halten die

Menschen sich mit Kritik an Staat und Gesellschaft in der Regel nicht zurück. Wer einen bestimmten Kontakt sucht, kann sich auf das berühmte Schneeballsystem verlassen, zumindest habe ich die Erfahrung gemacht, daß dieses Sytem funktioniert. Ich wurde ganz fix von einem zum anderen weitergereicht, bekam Adressen, Telefonnummern und wurde vorgestellt. Dabei öffneten sich mir vor allem durch die Hilfe der Friedrich-Ebert-Stiftung viele Türen. Roland Feicht, der Leiter der FES in Manila, hat für mich die ersten Kontakte gemacht. Danach lief alles wunderbar. Für die weitere Kontaktaufnahme war es von großem Vorteil, daß ich mich auf die Friedrich-Ebert-Stiftung berufen konnte.